

Stütze ist, das erfuhr ich eine Woche lang, vorhanden; es gibt noch Menschen, die im Geiste des Evangeliums denken und leben und schon viel weiter sind als ich.

Weitere Erfahrungen dieser Woche Mariapoli: Zur Spiritualität dieses Lebens mit Gott gehört der geistige Austausch mit Menschen, die auf Einheit zustreben, kurz, das Zusammensein in Gruppen. Das Leben in der Gruppe war für mich nicht immer problemlos. Für einen, wenngleich auch flexiblen Einzelgänger, für den ich mich halte, war es nicht leicht, plötzlich total auf Gemeinschaft umzuschalten. Auf dem Mariapoli-Fest mußte die Gruppe zusammenbleiben, ebenso bei unserem Ausflug nach Münster. Gemeinschaft, das »Wo zwei oder drei« wurde so stark gepredigt, daß ich es nicht mehr wagte, einen persönlichen Wunsch vorzutragen, geschweige denn, mich von der Gruppe zu entfernen. Als schwierig empfand ich es auch, mich dieser »Gemeinschaft«, zehn mir ganz fremden Menschen, zu öffnen, mich ihnen in Glaubensfragen und -erlebnissen anzuvertrauen. Mein persönliches Verhältnis zu Gott hat niemanden etwas anzugehen, mein Glaube ist meine Privatsache, dachte ich bis dahin. Mit dieser Einstellung ist man in und auch für die Gruppe wertlos, wenngleich natürlich niemand zu Bekenntnissen gezwungen wird. Es gibt – das ist ein Kerngedanke der Fokolar-Bewegung – kein persönliches, sondern nur Allgemeingut, und das auf materieller und geistlicher Ebene.

Nicht nur ich empfand eine gewisse Distanz zu unseren Gruppenleitern. Vielleicht ist Distanz nicht das richtige Wort; die Gruppenleiter hatten uns viel an gelebter Gotteserfahrung voraus und waren für mich ganz besonders reife Menschen. Diese Einsicht bewirkte bei mir, daß ich mich lieber anderen Gruppenmitgliedern mitteilte als ihnen. Wenn eine von sich erzählte, daß sie stets nach Freunden gesucht habe, zu denen sie Vertrauen haben könne und schließlich die Fokolare kennengelernt habe, die sie manchmal mehr als ihren Mann und ihre Kinder liebe, dann klingt das für mich kaum glaubhaft. Vielleicht ist diese Radikalität, die bei Außenstehenden leicht auf Unverständnis stößt, für den Kern der Bewegung aber nötig, damit sie lebt, denn gibt es Bewegungen ohne Radikalität?

## Das Hochland und der Führer

Eine Erinnerung

*Von Curt Hohoff*

Wenn ich darüber nachdenke, warum ich nicht wie so viele junge Leute meiner Generation mit zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren den religiösen Glauben aufgegeben oder verloren habe, so fallen mir Sertillanges Buch über Thomas von Aquin, Sören Kierkegaard und Arthur Rimbaud ein, den ich als katholischen Dichter las. Wenn ich den Sertillanges zur Hand nehme, entdecke ich nur wenige Anstreichungen, mit denen ich sonst meine Bücher verzierte. Eine von ihnen betrifft die »Dauer«, als eine Form der Ordnung des Nacheinander. Der Mensch erlebt die Ereignisse im zeitlichen Nacheinander. Wenn man sagt, Gott übersähe die ganze »Dauer«, als ein Wissen auch von dem, was in Zukunft geschieht, und von dem, was man »Zufall« nennt, so ist dieser Gott nach

Thomas von Aquin ein Götze. Gott steht jenseit der Dauer, wie er jenseits des Seins steht; er »umgreift« sie, wie Karl Jaspers das nannte. Das Sein hat nach Thomas Stufen (»gradus« als Plural). Diese Lehre erklärt das Mit- und Ineinander von Recht und Unrecht, Gewalt und Frieden, Sünde und Gnade und vieles andere, auch die Ausdrucksformen der Künste für das, was »ist«.

Die rationale Form war der Grund, weshalb ich am Katholizismus festhielt. Ich ging jeden Sonntag zur Messe und in gewissen Abständen zur Beichte und Kommunion. Die Gefühlstiefe des Glaubens blieb mir mit wenigen Ausnahmen verschlossen. Ich kann z. B. in Tränen ausbrechen, wenn der Papst auf dem Petersplatz die Hand segnend erhebt. Diese Art Glaube ergreift den Körper, er geht bis in die Nieren. Manchmal überkommt mich die Gabe der Tränen bei der Wandlung in der Messe, aber sehr selten. Die Natur, der Körper, wird dann zum Gefäß des Geistes.

Mitte der dreißiger Jahre gab es überall blutige Christenverfolgungen. In Spanien sollen etwa zwanzigtausend Priester und Nonnen ermordet worden sein. In Mexiko entfesselte Präsident Calles unter Berufung auf die Revolution eine Verfolgung, welche an die Zeiten Neros, Diokletians und der Elizabeth I. von England erinnert. Katholische Gottesdienste wurden verboten. Aus Mexiko hörte man von Indianern, die sich in dem priesterlosen Land heimlich versammelten und aus der Erinnerung lateinisch zu singen suchten – in einer Sprache, die sie nie verstanden. Ähnlich war es in Rußland, Litauen und einigen islamischen Ländern. Daran gemessen war die Verfolgung der Kirche in Deutschland durch die Nazis während der dreißiger Jahre noch harmlos. So wie es eine antisemitische Strömung gab, gab es eine antikatholische; ihre Träger waren oft, wie Hitler selbst, Renegaten. Beim Volk gab es ein christliches Fühlen, aber das genügte nicht, da es oft äußerlich war und sich in allgemeines Wohlwollen, theoretische Menschenfreundlichkeit oder die Naivität von Kälbern auflöste, welche die Hand ihrer Metzger lecken.

Es gab noch ein »katholisches Deutschland«. Es hatte seine Weihe, seine sittliche Auffassung und Pflicht, in der Querverbindung nach Frankreich, Italien, Spanien, England und Skandinavien. Die Namen Bloy, Claudel, Charles Peguy, Bernanos und Mauriac standen für Frankreich. Für England waren es Francis Thompson, G. M. Hopkins und Chesterton. Wir waren stolz auf Sigrid Undset. Ich hielt Hemingway für katholisch (was sogar stimmte, wie ich später erfuhr).

Als ich Franz Josef Schöningh kennenlernte, sang ich das Lob der Papstgeschichte von Ludwig von Pastor. Mit ihr war ich groß geworden. Schöningh rauchte eine Zigarette und entsetzte mich mit den Worten: »Aber das ist doch Hofgeschichtsschreibung!« Wir kamen auf Hitler, die Verständigung war nicht schwer. Schöningh empfahl mir die Lektüre des Kriminologen Hans von Hentig. Der habe über Robespierre, Fouché und Saint Just geschrieben. Das sei ein Schlüssel zum Wesen der »Führer revolutionär gestimmter Massen«. Sie verstanden die Straße. Saint Just wurde ein »tugendhafter Tiger« genannt. Robespierre, dunkler Herkunft, war kinderlieb und kokettierte mit der Tugend; als eunuchoider Typus sei er der Partner eines bestimmten Frauentyps: Die defekte Frau finde einen Reiz am defekten Mann. Robespierre habe seine Freunde, etwa Desmoulins, aufs Schafott geschickt.

»Solche Modelle muß man Hitler unterlegen,« sagte Schöningh. Habe Hitler nicht psychopathologische Züge, die auf viele Leute charismatisch wirkten, zum Beispiel auf Frauen, auf gescheiterte Existenzen, auf die nach Göttern suchende Jugend? Ich weiß

nicht, weshalb Schöningh so offen war. Vielleicht hatte meine Begeisterung für Pastors Papstgeschichte sein Vertrauen geweckt? Oder daß ich in der »Germania« schrieb? Oder weil ich sein Landsmann war? Daß mein Name etwas Besonderes für ihn bedeutete, eine Erinnerung an seine Schulzeit, wußte ich noch nicht.

Widerstandsfähig waren Adel und Offizierskorps. In der Armee gab es Widerstand, wo sich das christliche Ethos mit dem preußischen Ehrenstandpunkt verbinden konnte. Katholische Schüler und Studenten waren resistent gegenüber der Partei. Sie waren im Unterricht dogmatisch und religiös enorm geschult. Man las nicht nur Pieper und Guardini, sondern Thomas von Aquin und Bonaventura. Bücher wie Eschweilers »Zwei Wege der neueren Theologie« und Sertillanges »Thomas von Aquin« verschlangen wir ebenso wie die scharf- und tiefsinnigen Schriften von Johann Adam Möhler und Matthias Scheeben. Wer so etwas in sich aufgenommen hatte, war immun für politische Anschläge der Rechten wie der Linken. Wir erklärten uns den Erfolg des Nationalsozialismus aus der Beziehung zwischen der Einäugigkeit der Politik und der Einäugigkeit des großen Publikums. Politisch waren wir Republikaner; wir waren für die Rechte des Volkes und nicht für die Partei. In Münster waren diese Gedanken uns nahegebracht worden, auch als die Partei die Staatsklaverei schon einführte. Peter Wust, Heinrich Scholz, die Theologen Donders und Tischleder hatten sie uns eingeimpft. Ich war auf die Rhein-Mainische Volkszeitung abonniert, das Blatt einer katholischen Elite. Ihr führender Kopf war Walter Dirks. Seine Artikel und sein Band »Erbe und Aufgabe« wurden heiß diskutiert. Dirks war Sozialist, persönlich glaubwürdig, aber prickelnd unheimlich wie die verteilende Gerechtigkeit nun einmal ist. Bei Thomas von Aquin klang das alles sehr abstrakt; in der politischen Wirklichkeit roch es nach »Veränderung«.

Erst in München hörte ich, daß Hegels Philosophie ein Feind individueller Freiheit und Ursprung der Staatsallmacht sei. Franz Joseph Schöningh, Redakteur des »Hochland«, war ein wütender Antihegelianer. Ich besuchte ihn 1937 auf seiner Redaktion im ersten Stock des Köselverlagshauses am Beethovenplatz und lernte für einen Augenblick Karl Muth kennen, den Herausgeber. Muth, ein alter Herr mit Spitzbart, starrte mich mehr griesgrämig als freundlich an, und ich war froh, als mich Schöningh in seinem Büro mit Cognac und Zigaretten erfrischte. Er war ein starker Raucher und Trinker, eine Vollblutnatur, dick und behende, mit listigen Augen. Er stammte wie alle Schöninghs aus dem Emsland und war ein Sohn der in Paderborn lebenden Verlegerfamilie. Er fragte mich nach Wilhelm Hohoff, der sein Religionslehrer gewesen sei. Wilhelm Hohoff, der »rote Hohoff«, war katholischer Priester und hatte Bücher über Karl Marx geschrieben; er wollte nachweisen, daß die Marxsche Lehre mit Thomas von Aquin zu verbinden sei. Gegen ihn hatte Bebel seine Agitationsschrift »Christentum und Sozialismus« losgelassen, mit einer Heftigkeit, die gegen Bebel und nicht für Hohoff sprach. Ich wußte, daß mein Großvater im Jahre 1923 zur Beerdigung seines Veters nach Paderborn gefahren war. Erst durch Schöningh erfuhr ich, daß Wilhelm Hohoff »rot« gewesen war und seine Tage in der Stille Paderborns als Lehrer hatte beschließen müssen.

Ich hatte vor, für das »Hochland« zu schreiben. Ich bot meine Dienste an, und Schöningh war nicht abgeneigt, denn er suchte nach dem traurigen Tod von Eugen Gottlob Winkler einen jüngeren Autor als Mitarbeiter. »Karl Muth braucht Sie nichts anzugehen«, sagte er, »Muth ist reiner Publizist.« Das hieß, und ich verstand es, daß Muth von Literatur und Poesie wenig verstünde. Und doch hatte Muth in jungen Jahren,

nach französischem Vorbild, eine katholische Belletristik gefordert, und auch jetzt schrieb er über Klopstock und Stefan George, allerdings nicht »literarisch«, sondern allgemein. Wie aber war eine katholische Literatur möglich? Muth operierte mit mehreren Modellen. Das erste war Antonio Fogazzaro. Sein »Heiliger« hatte um 1904 Welterfolg mit einem immer wieder aktuellen, aber trostlosen Konzept: ein charismatisch begabter Priester mit Liebesaffären. Das Buch war indiziert worden, es war »modernistisch«. Dann hatte Muth in Karl Mays religiösem Symbolismus katholische Werte erkennen wollen. May reflektierte über die allmächtige Liebe, über Hölle und Teufel, die Muttergottes, Babel und Bibel, den Rosenkranz in den Händen von Frauen und über verfolgte Kirchenmänner in Mexiko. Dann entdeckte Muth die Schriftstellerin Enrica von Handel-Mazetti. Ich hatte als Schüler ihre Bücher mit Entsetzen gelesen wegen der grausamen Folterungen der Protestanten bei der Gegenreformation in Österreich. Muth ließ sie wieder fallen; er entdeckte eine Größere, das war Gertrud von le Fort. Deren Tendenz war die Versöhnung der Konfessionen. Das war eins der Anliegen des »Hochland«.

Zehn Jahre lang hatte Konrad Weiß in der Redaktion der Zeitschrift neben Karl Muth gesessen. Aber von ihm, dem größten katholischen Dichter seit Manzoni, Gezelle und Hopkins, hielt Muth überhaupt nichts. Als Weiß ihm seine ersten Gedichtbände zeigte, sagte Muth, er verstehe kein Wort. Weiß war gekränkt und ging zu den »Münchener Neuesten Nachrichten«. Auf diese Grenze von Karl Muths Verständnis spielte Schöningh an, indem er sagte: »Muth ist Publizist; die Literatur interessiert ihn nicht.« Die besten Autoren des »Hochland« waren Sigrid Undset, die den Nobelpreis empfing, Gertrud von le Fort und Theodor Haecker. Sie waren Konvertiten. Ruhm und Ruf des Katholizismus lagen in den zwanziger und dreißiger Jahren bei den Scharen von Re- und Konvertiten. Hugo Ball und Max Scheler hatten dem »Hochland« ein mächtiges Selbstbewußtsein gegeben. Endlich schien der deutsche Geist sich im Katholizismus glücklich zu fühlen. Haecker versuchte, den größten Protestanten der neuen Zeit, Sören Kierkegaard, in die Nähe der Una Sancta zu bringen und dessen Reserve gegenüber Rom herabzuspielen. Schöningh hatte dafür eine liberale Antenne. Er war so modern, daß er Papst Pius XII. zu meinem Entsetzen als reaktionär bezeichnete; er sei naiv wie ein Neapolitaner. Ich ließ ungern etwas auf die Neapolitaner kommen. Ich hatte vor, nach Neapel zu fahren und am Tag des heiligen Gennaro dessen Blut fließen zu sehen. Pius XII. war als Nuntius lange Jahre in München gewesen und hatte viele Freunde, darunter Martin Grabmann, die Säule des Neu-Thomismus. Als Pacelli Papst geworden war, hatte er Grabmann zum Kardinal erheben wollen. Grabmann verzichtete, er wolle in Deutschland bleiben. Das gefiel mir sehr, denn in Deutschland erwarteten ihn Krieg, Flucht und Zerstörung der Bibliotheken.

Ich war also empört, daß Schöningh dem Heiligen Vater die Verehrung Mariens und des Schutzengels vorwarf und diese Art von Religiosität neapolitanisch nannte. Als Katholik den Papst zu kritisieren, erschien mir als Verrat. Ich hielt Schöningh eine Philippika über die Macht der Fürsprache Mariens an Gottes Thron. Wenn überhaupt, könne nur sie uns vor dem Untergang bewahren. Damit hatte ich, ohne es zu ahnen, einen schwachen Punkt bei Schöningh berührt: Er glaubte, der Weltuntergang stehe bevor. Dieser Gedanke sollte sich nach dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima zu einer Psychose steigern.

Schöningh war zwölf Jahre älter als ich. Er hatte Soziologie und Philosophie studiert,

aber seine Neigung hatte dem Theater gegolten. Er wollte eigentlich Schauspieler werden. Ich habe nie erfahren, warum er, mit starken Neigungen zum Kommunismus der zwanziger Jahre, zum Glauben der Väter zurückgekehrt war. Es hing wohl mit einer gescheiterten Ehe zusammen: Schöningh lebte als Junggeselle. Er wollte das erstarrte »Hochland« verflüssigen und thematisch erweitern. Er hielt, wohl mit Recht, Joseph Bernhart für bedeutender als Haecker. Er litt unter Haeckers Despotie. (Muth wagte bei Haecker kein Komma zu ändern.) Sein Vorgänger, Friedrich Fuchs, der Mann der Dichterin Ruth Schaumann, hatte sich aus ähnlichen Gründen mit Muth überworfen. Schöningh war ein politischer Kopf. Er litt unter den Irrtümern von prominenten Katholiken wie Carl Schmitt, Franz von Papen und des in entscheidender Stunde nach Rom verschwundenen Prälaten Kaas. Er war ein entschiedener Gegner Hitlers und brachte es fertig, daß Hitlers Name in seiner Zeitschrift nie genannt wurde. Bei dem allgemein herrschend gewordenen Byzantinismus (»Personenkult«) war das schwierig, zumal Hitler in seiner Kunstpolitik, seinen Festen und Bauten, um die Zustimmung der Gebildeten buhlte.

Schöningh wich solchen Zumutungen aus, indem er seinen Lesern Ausländer vorstellte. Bisher gab es nur Franzosen. Die Namen von Bloy, Claudel und Mauriac waren im »Hochland« proklamiert worden, aber keine Amerikaner, Engländer und Iren. Schöningh fragte mich, worüber man in England spräche, und ich entwickelte ihm meine Vorstellung von T. E. Lawrence. Die »Sieben Säulen der Weisheit« waren soeben in deutscher Sprache erschienen. Ich erzählte, da er nicht recht zog und Heldenverehrung witterte, von dem »metaphysical poets«, von Donne und Crashaw, von George Herbert und Andrew Marvell, Jesuiten und Hochkirchlern und von ihren Verfolgungen und Erhebungen durch den Staat. Er wollte neuere Namen, und ich wartete mit Gerard Manley Hopkins und T. S. Eliot auf, schließlich mit Eugene O'Neill. Der war ganz unbekannt, und ich wußte nicht, was ich tat, als ich Schöningh einen Aufsatz über O'Neill versprach: Es dauerte viele Wochen, bis ich außer den frühen genialen Dramen (Unterm karibischen Mond. Der haarige Affe und Kaiser Jones) das langweilige Marco-Polo-Stück und die kalifornische Orestie »Mourning becomes Electra« auftrieb. Aber ich fand sie, las sie und schrieb darüber einen Aufsatz im »Hochland«, dessen Wirkung ich fieberhaft erwartete. Die Wirkung blieb aus: Die Stunde O'Neills war noch nicht gekommen. Etwas später schrieb ich über Joseph Conrad, zuletzt, nach dem Kriege, über James Joyces »Ulysses«: Das alles war zu hoch für die Leser des »Hochland«. Das Kopfschütteln begann bei Karl Muth.

Wir fanden bescheidene Nischen für das franziskanische Lob der Armut in den Briefen van Goghs an seinen Freund Rappard, für Zülchs »Historischen Grünewald« und die Frömmigkeit des reformatorischen Zeitalters. Ich arbeitete an einem großen Aufsatz über Hölderlins Übertragungen aus dem Griechischen. Er gehörte zu meinen akademischen Projekten, die nun in der Luft hingen, über die Entsprechungen der antiken Gottesfurcht zur christlichen, den geistlichen Gehorsam – aber die Arbeit wurde zu lang, erschien Schöningh als zu schwierig und wurde später in Peter Suhrkamps »Neuer Rundschau« gedruckt.

Der wichtigste Autor des »Hochland« war immer noch Theodor Haecker. Sein Vergilbuch hatte ihn weit über die katholische Sphäre hinaus bekannt gemacht. Er hatte in diesem Büchlein Formulierungen für das Römische, das Christliche und das Dichterische gefunden, die damals sensationell wirkten. Jedermann verstand, daß sein

Lob der Erde, des Bodens und der Fruchtbarkeit das Gegenteil von dem meinte, was als »Blut und Boden« propagiert wurde, daß seine Hirten und Bauern etwas ganz anderes meinten als die auf dem Asphalt gewachsene Bauernpropaganda Hitlers; und wer das alles nicht sehen oder begreifen wollte, konnte in dem Kapitel »Führer und Mission« nachlesen, daß alles Große aus dem Kleinsten kommt, daß Weltmacht aus Frömmigkeit und Gehorsam erwächst, und Humanität ihr Ziel und Ende ist. Das Vergilbuch, 1931 erschienen, erlebte im Dritten Reich etliche Auflagen, aber sein Autor war unter Druck gesetzt und schrieb über theologische Fragen.

Ich lernte Haecker an einem Stammtisch im Café Heck am Odeonsplatz kennen. Dorthin hatte Schöningh mich mitgenommen. Am Tische saßen Max Stefl, Friedrich Meyer-Reifferscheid und Sigismund von Radecki, ein ebenso witziger wie böser Kerl, der von Karl Kraus begeistert worden war. Auch Haecker war, auf dem Umweg über den »Brenner« und Kierkegaard, zu Karl Kraus gekommen. Haecker nahm mich beiseite, wir gingen in den Hofgarten, kreisten um das Tempelchen und sprachen über ihn selbst. Ich schätzte und las ihn seit Jahren. Aber als Mensch enttäuschte er mich. Schweigend hörte er an, was ich über Rimbaud und T. E. Lawrence sagte. Daß ich über Kleist und Hölderlin gearbeitet hatte, schien ihn nicht zu interessieren: Ich wußte nicht, wie schwer sein Leben war, politisch und häuslich, und wie sehr sein Geist sich verfinsterte.

Die Gedanken und Gespräche kreisten damals in jeder Gesellschaft, wo man sich sicher fühlte, um Adolf Hitler. Später konnte man in Haeckers Tag- und Nachtbüchern lesen, daß er in Hitler eine Ausgeburt der Hölle sah. Damals aber, um 1938, erschien Hitler den vielen als Befreier der Deutschen aus den Fesseln des Versailler Diktats. Er hatte sieben Millionen Arbeitslose ins Brot gesetzt, die öffentliche Sicherheit hergestellt, begann die Autobahnen zu bauen und fand im Kampf gegen den Bolschewismus die Zustimmung der Welt.

Was war der Grund seiner Erfolge und weshalb schien er unwiderstehlich zu sein? Wenn er von neunzig und mehr Prozent des Volkes gewählt wurde, in freien Wahlen, wobei es keine Alternativen gab, mußte das Gründe in der Tiefe haben. Bei einer Person von der Wirkungsmacht Hitlers mußte jedes Detail wichtig werden. In der von ihm selbst begründeten Stilisierung zum unbekanntem Soldaten des großen Krieges auf der einen Seite und zum Künstler auf der anderen Seite kommt das Ruhmsüchtige zum Ausdruck, der Eifer des Propheten. In der traumhaften Einfühlung in amorphe Gefühle und Sehnsüchte, mit dinarischem Pathos verkündet, und in der brutalen Verwirklichung der Ideen lag etwas Abstoßendes. Viele Menschen konnten Hitler, wenn er sprach, »nicht hören«. Hitlers Reden dauerten mehrere Stunden und wurden über alle deutschen Sender ausgestrahlt. Die Suggestion war enorm, und auch jene, welche ihn »nicht hören« konnten, wurden von seinen Versprechungen und Erfolgen hingerissen.

An dem Stammtisch im Café Heck trank man Kaffee und Mineralwasser. Man konnte offen über Hitler reden. Haecker, Schöningh, die Verleger Heinrich Wild und Oldenbourg trafen sich an einem Abend der Woche zum Kegeln; das war die Tarnung für einen noch intimeren Kreis. Ich habe nie daran teilgenommen. Der Odeonsrunde war die Herkunft Hitlers wichtig. Er kam aus dem antiklerikalen und antisemitischen Wien, aus einem vitalen Kleinbürgertum, das in Symbiose mit anarchistischen Elementen lebte und sich den Anstrich von Künstlern gab. In Hitlers Person entdeckte man die Negative eines neuen Weltbildes: das Rhetorische, die Halbbildung und den Fanatismus; man führte sie auf die Entchristlichung zurück, ohne zu ahnen, daß die sogenannte

Entchristlichung unter einem Firnis bereits allgemein geworden war. Der Firnis bestand in schönen Worten, wie sie Hitler stets im Mund hatte. Was führte ihn zu Erfolg und Ansehen? Was war das Verführerische an ihm? Ganz feine Leute nannten ihn dämonisch.

Rauschning hatte von einer »Revolution des Nihilismus« gesprochen. Vielleicht war das Phänomen des Nationalsozialismus damit erklärt. Ich erzählte Schöningh, daß ich Rauschnings Buch in Cambridge gelesen hatte. Rauschning sah, wie Hitler die nationale Einigung zwangsmäßig betrieb; sie schalte den einzelnen gleich und diszipliniere ihn. Das galt auch für die kleinräumigen Staaten Europas, die ein Anachronismus wären. Auch sonst führe der Einsatz der Massen zu einer Änderung des Ethos, etwa bei der Auslese der Offiziere. Eine permanente Revolution komme auf allen Gebieten in Gang, nicht nur in Wirtschaft und Technik; durch den Zwang zur Größe werde der Kapitalismus faschistisch: Der Staat trete an die Stelle individueller Kapitalisten. Was für die kleinen Länder Schutzfreundschaften und Hörigkeiten bedeuteten, sei für den industriellen Apparat das Funktionieren im Dienst der politischen Idee. Es gibt keine formalen und rechtlichen Bedenken, sondern nur Kampfgenossen. Über Rauschnings Gedankengänge konnte man nicht einmal kritisch zu schreiben wagen.

1938 erschien Christoph Stedings Buch über »Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur«. Es machte großen Eindruck, weil seine Kulturkritik aus einer unerwarteten Richtung kam. Steding sagte, das Reich sei im Innern zerfallen und kraftlos geworden. Die kritischen Einsätze gegen das Reich kämen von dessen eigenen Rändern, aus der Schweiz, den Niederlanden, dem Baltikum, Skandinavien und Österreich: Die Niedertracht der Randprovinzen räche sich am Zentrum. Als Kronzeugen dienten Huizinga, Langbehn, Karl Barth, C. G. Jung, Jakob Burckhardt, Möller, van den Bruck, Stefan George, Bachofen und Hegel. Platon und das Christentum kamen schlecht weg, ebenso die Calvinisten Hollands und der Schweiz, Kierkegaard und George Brandes. Nietzsche sei ein wurzelloser Literat gewesen. Richard Wagner und Sigmund Freud wurden einander nahegerückt; »balzend wie Auerhähne«, verführten sie die Massen zu ihren Lehren.

Stedings Thesen wurden mit eleganter Beredsamkeit vorgetragen. Daß der Autor vor kurzem gestorben war, erhöhte die Wirkung, hatte allerdings einen verdächtigen Ton. Der Herausgeber, Walter Frank, sollte korrigierend eingegriffen haben. Frank war einer der höchsten juristischen Funktionäre der NS-Partei. Schöningh las das Buch mit Widerwillen und hätte am liebsten eine Kritik geschrieben. Es war für uns, bei mancher Zustimmung im einzelnen, grotesk, wie der Gedanke des Reiches aus dem Zentrum an den kleindeutsch-protestantischen Rand gerückt war und daß Steding auf diese Weise seine eigene These vom Zerfall bestätigte. Er war unser Landsmann, ein Niedersachse, und voller Ressentiments gegen Österreich, Italien und Frankreich. (Steding wird heute zu den Faschisten gerechnet und bleibt deshalb unter der Bank.) Zu einer Auseinandersetzung mit seiner Reichsidee kam es nicht, weil bald darauf der Krieg ausbrach. Immerhin hatte Steding gezeigt, daß es innerhalb des neuen nordischen Heidentums, innerhalb der Rassenidee, Beschränkungen und Beschränktheiten gab, mit andern Worten, daß das Hitlersche »Reich« die Kennzeichen des Verfalls in sich trug. Kam nicht Hitler, sein Schöpfer, aus dem »verdorbenen« der Randgebiete des alten Reiches? Die Stedingsche Philosophie legte diesen Schluß nahe.

Angewandt auf die Lage des Katholizismus, war es auffallend, daß dessen Kräfte von

den Konvertiten kamen. Als ich Schöningh vorschlug, das Phänomen untersuchen zu lassen, verschlug es ihm für einen Augenblick die Sprache. Dann lachte er schallend und sagte: »Soll ich mir den eigenen Stuhl unter dem Hintern wegziehen?«

Die Auflage des »Hochland« stieg in diesen Jahren auf etwa zwanzigtausend Exemplare. Es wurde von der katholischen Intelligenz gelesen, unter ihr war der Anteil der Geistlichkeit ungewöhnlich hoch. Die Zahl der Bezieher stieg um so mehr, als die Kirche unter Druck geriet. Die Schauprozesse gegen Ordensleute trugen ebenso dazu bei wie die Schikanen gegen das Kirchenvolk. Oft wurden die Dienststunden der Hitlerjugend so gelegt, daß die Jugendlichen sich entscheiden mußten, ob sie zum Dienst oder zur Messe gehen wollten. Während der Predigten gab es parteiamtliche Schnüffler, welche die Predigten abhorchten. Die Kreuze wurden aus den Schulen entfernt; Wallfahrten wurden erschwert, indem keine Eisenbahnzüge bereitgestellt wurden. Den Geistlichen war politische Tätigkeit untersagt. Eine geschickt in Szene gesetzte Mundpropaganda bediente sich der alten Haß- und Spottbegriffe von den »Schwarzen« und »Ultramontanen«. Die Person Jesu wurde auf der einen Seite als »Jude« diffamiert, auf der andern als »nordisch« den Katholiken entfremdet. Da die Helden des Alten Testaments, ähnlich wie in Homers Ilias, als blond und blauäugig beschrieben wurden, leitete man daraus ab, Abraham sei ein nordischer Heerkönig gewesen, ebenso David und Absalom.

Ernsthaft konnte man über diese Dinge nicht sprechen, aber sie wirkten auf alle Schwachen und Schwankenden. Zugleich bewirkten sie, daß die Erbitterung bei denen stieg, die nicht anfällig waren für Propaganda – wie stets eine kleine Schar, aber sie blieb resistent. An aktiven Widerstand war nicht zu denken. Das Wort »Widerstand«, mit dem sich später Tausende schmückten, gab es im Dritten Reich nicht. Die Passivität war das Äußerste, und auch sie war verdächtig: daß man nicht in die Partei ging, daß man einen Spaziergang machte, wenn Hitler im Radio sprach, daß man seine Kinder taufen ließ und kirchlich heiratete. Schöningh erzählte mir, Karl Muth schätze an Haecker dessen »bewaffnete« Orthodoxie und daß sich Haecker über nichts so geärgert habe wie über Thomas Manns »Geschichten Jaakobs«, die in Riesenaufgabe erschienen waren. Dort werde die Religion der Patriarchen durch psychoanalytische Methoden um ihren Gehalt gebracht, sie werde verspottet und verhöhnt.

Man kann heute vielleicht über die Stammtische jener Zeit den Kopf schütteln. Tatsächlich bildeten die Künstlerstammtische in Schwabing und die »weltanschaulichen« aus dem Hochlandkreis eine gewisse Immunität vor dem Einfluß der Partei. Die »Weiße Rose« ist aus dem Stammtisch Kurt Hubers hervorgegangen. In diesen Kreisen tauschte man Informationen, Nachrichten, Bücher und Reiseberichte aus. Solche Stammtische kannte ich bereits aus Papenburg, und es gab sie auch in den kleinen Städten Bayerns. Sie stellten das Gegenteil der Öffentlichkeit und immer wieder propagierten Volksgemeinschaft dar. Es war eine schweigende Abwehr, und sie griff immer weiter um sich, je weiter die Partei in ihren Angriffen ging. Der Antisemitismus, auf dem Lande und in den Kleinstädten virulent, schmolz dahin; man half den Juden so gut es ging. Ebenso großen Unwillen erregten das unter Schwindeletiketten betriebene Euthanasie-Programm und die Pläne zur Züchtung einer biologisch überlegenen Rasse. Sie waren Angriffe auf die kirchliche, bürgerliche und proletarische Moral jenes Jahrzehnts und mußten abgebrochen werden.

Ein großer Teil des Volkes war »dagegen«, und darum richtete es Ohren und Augen

auf das Ausland. Im Dezember 1937 waren Muth und Schöningh nach Paris gefahren. Hier hatte Muth in jungen Jahren die Inspiration gehabt zur Idee einer Wiederbegegnung von Kirche und Kultur. Frankreich hatte das Beispiel gegeben. Er hatte aber auch, in Aufsätzen über Richelieu und Mazarin (1935 und 1936), gezeigt, daß die Zerstörung der europäischen Einheit durch die nationale Politik der Kirchenfürsten begründet war. Die heutige Ineinsetzung Preußens mit dem Reich hielt er für ebenso verhängnisvoll, da durch diese Politik die erhabene Idee des sakralen Reiches verdrängt und verdeckt werde. Schöningh erzählte mir nach der Rückkehr aus Frankreich, er und Muth seien erschrocken über die pazifistische Verfassung des französischen Volkes; es ducke sich wie das Kaninchen vor der Schlange; es wolle nicht wahrhaben, daß Hitler zum Sprung über die Grenzen rüste; man werde ihm die alten Kolonien zurückgeben . . . Soeben hatte sich Hitler zum Oberbefehlshaber der Wehrmacht ernannt. Am 12. März 1938 marschierte er unter dem Jubel des Volkes in Österreich ein.

Das Gedächtnis der Völker ist kurz, und so haben die Deutschen, vor allem die Österreicher, den Jubel des Jahres 1938 aus ihren Köpfen verdrängt. Das hängt mit der Eliminierung der deutschen Grundidee zusammen: Sogar als Vokabel wurde das Wort »Reich« im politischen Bereich verboten. Für das katholische Deutschland, oder vielmehr für seine Reste (Geistlichkeit und Intelligenz), war das heidnische Großdeutschland Hitlers das Gegenteil des alten »heiligen« Reiches.

Als Machtapparate erschienen sie den Massen als identisch: Die romantische Reichsidee mischte sich um so eher mit der nationalsozialistischen, als diese ebenfalls mit mythischen Sprüchen aufwartete. Gegen diese Grundstimmung war nicht anzukommen. Sie wurde dem Volk Tag und Nacht propagandistisch eingehämmert. Die »Gleichschaltung« gab es nicht nur im Vereins- und Verbandswesen, sondern schon vorher in einer schleichenden ideologischen Unterwanderung. Ihr konnte niemand widerstehen als der einzelne, der es riskierte. Das war so ungefähr die Stimmung beim »Hochland« und seinen Freunden. Es zeigte sich, daß es kein katholisches Deutschland mehr gab. Ernst Jünger prägte den Begriff vom »verlorenen Posten«. Er sprach von dem Tempelherren in Akkon, den Christen im maurischen Granada. Er sagte 1938: »Die Geschichte kennt Prozesse, bei denen, wenn Millionen schweigen, ein guter Zeuge das Urteil wenden kann.«

## Die Demokratiediskussion unter den deutschen Katholiken 1949-1963

Von Manfred Spieker

Die deutschen Katholiken haben nach dem Zweiten Weltkrieg die unter Mithilfe der westlichen Besatzungsmächte entstandene demokratische Staatsordnung nicht nur voll bejaht, sie haben auch kontinuierlich und wesentlich zu ihrer Stabilität, ja Prosperität beigetragen. Sie standen nicht nur loyal zum Grundgesetz, sie prägten es vielmehr ganz entscheidend mit. Ihre Sorge galt nicht nur den traditionellen *bona particularia*, das heißt der verfassungsrechtlichen Regelung der Beziehungen zwischen Staat und Kirche, dem